

Giekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Nichts von Bedeutung, lieber Kollege,“ lächelte der andere, steckte die Karte zwischen einige Hefte und presste die Wippen zusammen, daß der Mund scharf wurde wie eine Messerschneide.

„Ich denke mir,“ sprach Moritz Gassel nach einer Weile, „er wird mich bald heimsuchen.“

Sebalbus Pohl starrte gradeaus und sprach kein Wort. Aber in seinen dunklen Augen brütete der Haß. Weshalb er Moritz Gassel haßte, wußte er selbst nicht. Aber er haßte ihn mit der ganzen Inbrunst eines Zeloten.

„Bei Ihnen war er ja auch noch nicht!“ fuhr Moritz Gassel fort.

„Vor drei Jahren!“ antwortete Sebalbus Pohl.

„Da wird's bald wieder Zeit sein.“

„Ich brauche ihn nicht zu fürchten.“

„Er soll überhaupt sehr gemüthlich sein?“

Sebalbus Pohl stand auf. Er freute sich heimlich, wie ein Dieb bei der Nacht, daß der evangelische Kollege so im Dunkeln tappte. Und er hielt den Mund geschlossen und erzählte nichts von den lebenswürdigen Eigenheiten des alten Herrn Schulrat Hupfer, der jede seiner Revisionen vorher durch eine Postkarte kund zu geben pflegte und dessen unverrückbare Prüfungsaufgabe „111:3“ war. Diese für einen Lehrer sehr wertvollen Wissenschaften hatte Sebalbus Pohl durch den Lehrerverein, dessen Mitglied er war, erfahren. Moritz Gassel aber, der erst seit zwei Monaten in Brieglawe lehrte, wußte nichts von diesem kleinen Verein, der in den umliegenden Dörfern abwechselnd seine Sitzungen abhielt. Auch dessen Existenz hatte ihm der liebe Kollege von der andern Konfession unterschlagen.

„Sie gehen natürlich nach Zdurotschin!“ fragte er lauend, als Moritz Gassel auf der Haustürschwelle Abschied nahm.

„Ja!“ sprach der. „Merger hat man genug, man will sich auch mal amüsieren!“

Dann lief er schnell über den Platz nach Hause. Jedesmal, wenn er mit Sebalbus Pohl zusammengewesen war, hatte er ein bitteres Gefühl im Herzen. Seine Abneigung gegen ihn wuchs, wenn er nur an ihn dachte. Und doch bezwang er sich und ging gegen dieses Gefühl an, weil er es für ungerechtfertigt hielt. Auch stand ihm die schöne Sitte des kollegialischen Wohlverhaltens zu hoch, als daß er sie ohne einen triftigen Grund verletzt hätte. Aber die Neugier, zu wissen, was auf der Hupferkarte stand, plagte ihn sehr. War's was Unangenehmes, dann hätte der Schulrat einen Brief geschrieben, war's was Angenehmes, dann hätte Se-

balbus Pohl es ruhig zeigen können, und war's was Gleichgültiges, erst recht!

Aber er war viel zu arglos, um sich bei dieser Karte länger aufzuhalten. Schnell machte er Toilette, schlüpfte in seinen feierlichen Rock, rüstete sich für den Marsch mit Mütze, Stod und dem weiten Pelermantel aus und stiefelte zum erstenmal auf Zdurotschin zu. Der Weg war fest vom Frost, die Luft war frisch, und das Wandern durch den stillen Wald war eine Freude. Unterwegs traf er Thomas Hauschild, der hoch zu Ross daherkam. Sie grüßten sich flüchtig, ohne ein Wort zu wechseln.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichte Moritz Gassel die schlesische Grenze, die hinter dem Walde über das wüste Heidefeld der Schinderberge lief. Hier hatte man im letzten Jahre an drei verschiedenen Stellen nach Braunkohlen gebot, ohne welche zu finden. Bald darauf lenkte er nach Zdurotschin ein. Er hatte ein polnisches Dorf oder einen Marktflecken erwartet und fand zu seiner Ueberraschung eine saubere deutsche Stadt, die das kleine schlesische Lufschlau schon seit Jahrhunderten überholt hatte. In der Zeit der böhmischen und schlesischen Religionsverfolgungen hatten sich die meisten protestantischen Flüchtlinge hier an der Grenze festgesetzt und diesen schmalen Landstrich zu einer schnelleren Entwicklung gebracht als die dahinter liegenden Gegenden. Und Moritz Gassel dachte an den großen Schulmeister Amos Comenius, der damals aus seiner mährischen Heimat vertrieben, dreizehn Jahre in dem nicht allzuweit gelegenen Lissa gefehrt hatte. Er suchte nach einer genauen Jahreszahl, konnte aber keine finden und sah im Geiste seine zweite Lehrerprüfung vor sich, die er in spätestens zwei Jahren machen wollte, und wobei man ihn sicherlich nach solchen leicht vergeßlichen Ziffern fragen würde. Da hieß es denn, sich beiseiten diese nebensächlichen Dinge einzuprägen! Und er jann tapfer nach und brachte die Nummer 1628 zustande. War das nun das Jahr der schwedischen Einladung oder das Jahr der Vertreibung? Dieser senkte er den Kopf, schloß die Augen, um diese schwerwiegenden Vorfälle besser rubrizieren zu können, und überließ seinen Füßen, den rechten Weg zu finden.

Bardanz! kannte er an der Marktecke mit einem großen, biden Menschen zusammen, daß ihm der Kopf dröhnte und die vertrackten Jahreszahlen wie Schneeflocken durcheinander wirbelten. Dem andern war bei dem Zusammenprall die Luft weggeblieben. Der erhobte sich zuerst.

„Wiß!“ stöhnte er und rieb sich den Magen. „Stellen Sie sich wenigstens vor, daß ich Ihnen die Doktorrechnung schicken kann.“

„Ich heiße Moritz Gassel, Lehrer in Brieglawe,“ erwiderte Moritz Gassel und veruchte seinen zernühten Gut wieder in stand zu setzen.

„Sieh man an,“ lachte der andere grob. „Also ein Schulmeister.“

Moritz Gassel stupte. Wollte ihn der Mann beleidigen?

„Hätt ich doch nicht geglaubt, daß ein Schulmeister soviel Kräfte hat!“ fuhr der Große gemächlich fort.

„Wollen Sie sich nicht vorstellen?“ rief Moritz Gassel beinahe empört.

„Menschenkind!“ schrie der Fremde und prunkte seine Bärenfäuste in Moritz Gassels Schulter. „Sie kennen mich nicht, wo mich doch jedes Kind in Zburotschin kennt. Das ist ein Wunder! Darauf geh ich einen aus!“

Damit nahm der Goliath, der beim Gehen das linke Bein nachschleppte, den Briglawer Schulmeister unter den Arm und strebte mit ihm auf das Hotel „Zur Sonne“ zu, schräg über den Marktplatz. Moritz Gassel sträubte sich nicht erst. Diesem Koloß gegenüber hätte er doch den kürzeren ziehen müssen. Duded, der Wirt, der erst vor wenigen Wochen das Hotel übernommen hatte und deshalb noch wie ein Oberkellner ausah, außerdem war er der Sohn eines Krotoschiner Schusters, der durch Grundstückspekulationen sein Leben fristete, eilte sofort herbei.

„Drei Bier!“ schrie ihn der Gigant an und stopfte Moritz Gassel auf einen Stuhl hinter der Fensterrede. Duded faufte davon.

„Wissen Sie auch, warum ich mit Ihnen ein Glas Bier trinken will?“ schnaufte der Große. „Weil Sie der erste Mensch sind, der mich in den Bauch gepufft hat. Prost!“

Der Wirt trank mit.

„Duded!“ schrie der Riese. „Denk dir mal, hier sitzt einer, der mich nicht kennt. Ist das überhaupt möglich. Sag ihm, wer ich bin. Ich geh so lange raus!“

Fünf Minuten später kannte Moritz Gassel die merkwürdige Geschichte Karl Zburotschins. Vor fünfzig Jahren hatte ihn der Nachtwächter als Säugling auf der Treppe des Rathauses gefunden. Er bekam den Namen der Stadt und wurde auf Gemeinbeimkosten aufgezogen. Die biedereren Bürger und die Väter der Stadt zeigten ihm vierzehn Jahre lang offen ihre Verachtung. Da lief er fort, in die Welt hinaus, kam nach Odessa, wo er einen Getreidehandel anfang und innerhalb dreißig Jahren ein schwerreicher Mann wurde. Wieviel Millionen er besaß, verriet er nicht, aber er hatte sie. Daran zweifelte kein Zburotschiner. Denn seit sechs Jahren lebte er als fröhlicher Junggeselle in seiner Stiefvaterstadt, und die größte Freude seines Lebens war, wenn die guten Stadtväter, die ihn früher am liebsten aus ihren Rechnungslisten gestrichen hätten, vor ihm den Hut bis auf die Erde zogen. Denn es ging ein Gerücht herum, daß Karl Zburotschin die Stadt zum Erben eingesetzt hatte. Aber auch das weibliche Geschlecht, sofern es unbemannt war, hoffte auf Karl Zburotschin, der trotz seiner sechzig Jahre noch immer eine ansehnliche Respektsperson war. Und grade von den Weibern wollte er nichts wissen. Daran war seine Mutter schuld, die ihn an der Zburotschiner Rathaustrampe so unbarmherzig verlassen hatte.

„Nanu?“ rief Karl Zburotschin, der wieder hereingetreten war, und stellte sich breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, vor Moritz Gassel hin.

„Was sagen Sie nun!“

„Prost!“ machte Moritz Gassel, dem nichts Gescheiteres einfiel.

Karl Zburotschin stieß mit ihm an und setzte sich. Der Wirt verschwand die Treppe hinauf, wo der Festsaal lag, um die letzten Anordnungen zu treffen. Karl Zburotschin schnaufte stark, er schien etwas asthmatisch zu sein.

„Ich hab gedacht,“ murmelte er befriedigt, „Sie werden mich anpumpen.“

Moritz Gassel lachte laut auf.

„Das tun alle, die mich kennen!“ rief der Große, fuhr sich mit der flachen Hand über die kantige Stirn, über die grobe Knollennase und den grauen, borstigen Schnurrbart. Dann rief er den Kellner.

„Sie erlauben wohl, daß ich bestelle!“ sprach Moritz Gassel schnell und fühlte nach seinen sechzig Pfennigen.

„So ein kleines Schulmeisterlein!“ lachte Karl Zburotschin, schlug sich vor Vergnügen auf den Schenkel und ließ sich freihalten.

Moritz Gassel bezahlte dem Kellner zwanzig Pfennig, gab fünf Pfennig Trinkgeld und behielt fünfunddreißig Pfennige übrig.

Etwas schwül wurde ihm zumute.

„Warum wollen Sie mich nicht anpumpen?“ rief der Riese und hieb die Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„Weil ich nicht weiß, ob ich's wiedergeben kann.“

„Das ist das erste Mal, daß ich diese Antwort krieg,“ lachte der Große und ließ eine Flasche Rotzbon auffahren. Moritz Gassel wurde noch schwächer. Er wollte sich brüden, aber Karl Zburotschin ließ ihn nicht aus der Ecke.

„Wenn ich Ihnen aber eine Million schenke!“ schrie er jovial und patzte jetzt Moritz Gassel auf den Schenkel. „Was würden Sie damit machen.“

Moritz Gassel brauchte nicht lange nachzudenken.

„Zuerst würde ich den Schulmeister an den Nagel hängen.“

„Bravo!“ rief der Riese und goß ein Glas hinunter.

„Sodann würde ich mir ein Gut kaufen und es rationell bewirtschaften.“

„Verrückt! Ganz verrückt!“ lachte Karl Zburotschin und füllte die Gläser.

„Durchaus nicht!“ wehrte sich Moritz Gassel. „Lehrstand und Wehrstand müssen auch sein. Aber der Nährstand ist der Träger der Kultur. Der Boden ist das Feste, was nicht weggetragen werden kann. Da werden die Werte geschaffen, die keine Industrie hervorbringen kann. Der Bauer ist der wichtigste Mann im Lande und wird es immer bleiben.“

„Wie schade!“ sagte Karl Zburotschin und lachte in seinen Bart. „Wie schade, daß ich mein Testament schon gemacht habe. Sie wären sonst mein Universalerbe geworden, wenn überhaupt was übrig bleibt. Zuerst wollte ich meinen alten Schulmeistern das Vermögen vermachen. Aber die sind schon tot. Und die neomodischen kann ich nicht ausstehen. Sie wissen alles besser und haben von Tuten und Blasen keine Ahnung. Aber jetzt ist mir was besseres eingefallen. Ich sag Ihnen, der größte Spaß für meine Stiefvaterstadt wird mein Begräbnis werden. Wie schade, daß ich es nicht mehr erleben kann.“

„Ach!“ tröstete ihn Moritz Gassel. „Sie sind doch noch in den besten Jahren!“

„Gott sei Dank!“ schrie der Große und ließ eine neue Flasche entorkeln. „Ich denke die guten Zburotschiner noch zwanzig Jahre zu ärgern.“

„Daben Sie sonst keine Beschäftigung?“ fragte Moritz Gassel arglos.

„D doch!“ rief Karl Zburotschin. „Ich seh zu, wie die andern Leute ihre Dummheiten machen. Gibt's eine schönere Beschäftigung?“

„Gewiß!“ erwiderte Moritz Gassel. „Sie von den Dummheiten zurückzuhalten.“

„Da haben wir wieder den Schulmeister!“ lachte der Riese. „Daben Sie schon einen Menschen gesehen, der sich von einer Dummheit abhalten ließ? Ich nicht! Das gibt's nicht. Erst wenn sie bis an den Hals drin sitzen, schreien sie Ach und Weh.“

Damit ließ er die dritte Flasche öffnen.

„Aber wie soll ich mich dafür revanchieren?“ rief Moritz Gassel unglücklich und dachte mit Zagen an seine dreißig und fünf Pfennige.

„Ein andermal!“ stöhnte Karl Zburotschin und goß wieder ein Glas hinter die Binde. „Wenn ich im Frühjahr nach Briglawe komme. Und ich komme bestimmt! Ich muß doch mal sehen, wie so ein Dorfschulmeister haust. Aber Umstände werden nicht gemacht. Ich erscheine unangemeldet.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hindenburgbuch.

Im Verlag Georg Müller in München ist dieser Tage ein Buch erschienen, das ein Denkmal der Ruhmestaten der deutschen Armee und ihres genialen Führers genannt zu werden verdient (geb. 3 Mk., mit 16 Bilderbeilagen). Der Herausgeber, Dr. J. M. Schoenthal, hat in diesem „Hindenburgbuch“, die zahlreichenteils gar nicht, teils wenig bekannten oder schon wieder vergessenen kleinen Züge aus dem ungeheuren Drama gesammelt, das sich im Osten unseres Vaterlandes abspielte. Aus der Fülle heiterer und ernster Anekdoten und Erlebnisse greifen wir nachstehend einige heraus:

Wie Hindenburg beinahe von den Bayern gefangen wurde.

Auch die bayerischen Landwehrmänner haben Hindenburg gesehen, und er hat sich dabei von ihrer Pflichttreue überzeugen können. Dies schildert recht glaubhaft und ganz anspruchlos der Gastwirt Stinauer in einem Feldpostbrief, den er in seine Heimat Dagladung richtete!

Wir waren auf sechs Tage den Königsjägern zugeteilt als Patrouille. Da haben wir einmal den berühmten General Hindenburg bei Nacht im Automobil angehalten. Ich fragte um den Ausweis. Hindenburg antwortete, er habe keinen. Ich sagte ihm hierauf: Dann müssen Sie hier bleiben, Sie werden zur Feldwache geführt. Jetzt hat mit lächelnder Miene der Feldmarschall seinen Bettel herausgeholt, dann ließen wir ihn weiterfahren. Mit mir war bei dem Abenteuer ein Bauer von Rodel mit Namen Böble.

Er zählt erst.

Am Tage nach der Einnahme von Lodz wurden in einer Kieler Mittelschule die Kinder mit den Worten entlassen: „Wie groß die Siegesbeute ist, kann noch nicht gesagt werden, Hindenburg zählt erst die Russen.“

Die „Elite-Truppen“.

„Barbaren“, wie die Deutschen sind (wenigstens nach Ansicht ihrer Feinde), vertrieben sie sich die Langeweile in Festungen und Schützengräben mit der Ausgabe von „Kriegszeitungen“. Auch im Volkswort der Provinz Ostpreußen, in der Feste Boyen, erschien ein solches Blatt, die Vöhrner Kriegszeitung. Ihr entstammt u. a. die folgende kleine Geschichte:

Der kommandierende General hielt besonders streng darauf, daß die Straßen stets dem ungehinderten Verkehr dienen konnten. Sein Kraftwagen sollte überall freie Fahrt haben. Man kann sich daher die unangenehmen Gefühle des Kommandanten einer nahe Grenzstadt vorstellen, als er unglücklich auf seiner Straße eine riesige Hammelherde dahervandern sah. Mit Schmerzen wartete er auf das Ende des Buges; denn alle Augenblicke konnte der Kommandierende mit seinem Kraftwagen daherkommen, und dann war der Weg versperrt. Nichtig! Da erscholl ja schon der Klang der bekannten Dupe. Und wenige Minuten später stand der Kommandant vor dem Gestränge. Die Erzählung war aber gut geklaut und sie meinte nur scherzend:

„Na, Ihre Elitetruppen habe ich ja schon gesehen!“

Der Oberst stammelte etwas, das wie eine Entschuldigung klang. Aber die Erzählung winkte ab:

„Lassen Sie nur! Sie wären in tadelloser Marschordnung!“

Die versteckte Pulverkiste.

Infolge eines überraschenden Eingriffs der Russen mußten die vordersten Linien etwas zurückgenommen werden. Dabei hatte ein Munitionswagen das Mißgeschick, daß ihn eine Granate traf. Es war nun notwendig, dessen Fracht auf andere Munitionswagen zu verteilen. Eine Pulverkiste fand jedoch kein Unterkommen mehr, sie wurde daher neben der Straße in einem Graben versteckt. Dann legte man den Rückzug fort. Erst am nächsten Tage gelangten Verstärkungen an und mit frischem Mute ging es wieder vorwärts. Die versteckte Pulverkiste befand sich noch in dem Straßengraben und beglückt meinte ein Gefreiter: „Na, sehen Sie, Herr Wachtmeister, hab ich's nicht immer gesagt?“

„Was denn?“
„Na, daß die Russen das Pulver nicht entdeckt haben.“

„Hübsch arrangiert“.

Von der Anwesenheit Kaiser Wilhelms im Osten wird jetzt mander hübsche Zug erzählt. So besuchte der Kaiser eines Tages den General v. B., unterhielt sich mit dem General und seinem Stabe vortrefflich, ließ sich vom Stand der Operationen erzählen und nahm in bester Stimmung Abschied. Als er das Hauptquartier des Generals verließ, wurden gerade einige tausend gefangen Russen — wirklich ganz zufällig — vorübergeführt. Kaiser Wilhelm wandte sich um und sagte lächelnd: „Na, lieber B. . . . das haben Sie aber sehr hübsch arrangiert!“ Sprachlos bestieg sein Feldrautes Auto und fuhr unter den begeistertsten Grüßen der Truppen nach seinem Standort.

Das Erkennungszeichen.

Jrgendwo in Polen war es. Eine Patrouille war ausgeschickt worden, um die feindliche Flankenstellung zu erkunden. Nach längerem Marsch bemerkte die kleine Abteilung an einem Waldstreifen jenseits einer breiten Lichtung ein paar Soldaten. Man ging sofort in Deckung. Die drüben taten das gleiche. Unmöglich zu erkennen, ob dies nun Freund oder Feind war. Da meinte der Unteroffizier:

„Kinder, die Chose ist faul. Einer von uns muß sich so weit in die Lichtung vorwagen, daß er herauskriegt, was da drüben für Kerle stecken. Wir werden eben losen. Wen das Los trifft, der muß in den sauren Apfel beißen, vielleicht gar ins Gras.“

Und das Los traf den Einjährigen M. . . . Er war nicht sonderlich entzückt von der Aufgabe. Aber da es denn sein mußte, — wer in den Krieg zieht, hat allemal mit dem Leben abgeschlossen. Da durchblitzte sein Hirn ein Gedanke. Schließlich, sterben konnte er doch allemal. Und er fing laut zu singen an:

„Es braust ein Stuf wie Donnerhall . . .“
Und vom Waldbrand klang es wieder:
„Wie Schwertgeklirr und Wogenprall . . .“
Die drüben waren nämlich Oesterreicher.

Das lange „f“.

Die kleinen WC-Schägen bekommen die Aufgabe, eine Anzahl Wörter mit zwei langen „f“ zu schreiben. Einer der Kleinen

entschiedigt sich seiner Aufgabe, indem er Messer, Kasse, Tasse und Ähnliches schreibt. Da fällt ihm auch noch das Wort „Fusse“ ein. Aber er bedenkt sich und meint schließlich:
„Mutter, Kasse schreibe ich nicht oder wenigstens so schlecht, wie ich kann.“

„Bitte, kommandieren Sie!“

Von einem bekannnten Mailänder Militärkritiker, dessen Ansicht auch in deutschen Blättern viel beachtet wurde, erzählt man sich, daß er im Dezember 1914 eine Kritik veröffentlicht habe, die etwa folgendermaßen lautete:

Marschall Hindenburg hätte ja einen ganz schönen Erfolg gehabt, wenn er die Sache anders angepackt hätte.

Bald darauf soll bei dem Kritiker ein kleines Postpaket eingelaufen sein. Als er es öffnete, fand er darin die Nachbildung eines Marschallstabs und daneben ein Kärtchen, auf dem die Worte standen:

„Lieber Kamerad, Sie sind zwar nur ein junger Hauptmann, hätten aber die Sache entschieden besser gemacht als ich, alter General. Ich sende Ihnen daher meinen Marschallstab. Bitte, kommandieren Sie! Hindenburg.“

Ein ganz kleines Mißverständnis.

In einem russischen Gefangenenlager erwartete man den Besuch eines hochgestellten Beamten des deutschen Sanitätsdienstes. Da solche hohe Herren hin und wieder die merkwürdigsten Orte und Dörfer zu inspizieren geneigt sind, um sich von ihrer hygienischen Beschaffenheit zu überzeugen, wurden scheinigst ganze Berge von Zeitungen angefahren, sorgfältigst in kleine, handliche Formate zerhackt und an Schürren aufgereiht, in kleinen Bündchen an gewissen Orten aufgehängt.

In den nächsten Tagen rauchten die Russen eine ganz neue Sorte von Zigaretten, die sie sich aus eben diesen handlichen Formaten und etwas Pfeifentabak mit viel Geschick gefertigt hatten.

„Wer Ungezieser hat, trete vor.“

In einem russischen Dorf ließ ein deutscher Hauptmann seine Kompanie antreten und befahl:

„Wer Ungezieser hat, trete vor!“

Sauberd und taten dies drei Mann. Der Hauptmann lachte.

„Was, Kerls, schämt euch wohl? Ist's denn ein Wunder, wenn man Käse kriegt, wo tags zuvor die Russen gelegen haben? Ich bin gänzlich verlaus! — Also: Wer Ungezieser hat, trete vor!“

Und wie ein Mann trat die ganze Kompanie vor.

Der Kleinmütige Jude.

In russisch-Polen wurde ein Jude verhaftet unter der Beschuldigung, er habe im Kaffeehaus Kleinmütige Kleberungen getan. Der Polizeirichter fragt ihn nun, wie sich die Sache verhalten habe.

„Ich schwör' bei allem, — begann der Jude, — was mir teuer ist. Hat sich verhalten die Sach so. War die Rede davon: wie wird ausgehen die Schlacht bei Warschau? Hab' ich gesagt: nu, haben wir gesiegt bei die masureischen Seen, haben wir gesiegt bei Warschau, werden wir auch siegen bei Warschau!“

Vermischtes.

• Der Tanz als Strafe. In das Pfingstfest knüpft sich ein jeltamer Brauch, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in dem sibirischen Dörchen Langenberg bestand. Am dritten Feiertage nämlich mußten die Bauern und Bäuerinnen, verheiratete und ledige, der Umgegend unter einer alten Linde zur Strafe tanzen, weswegen der Tanz auch Frontanz genannt wurde. Der Gerichtsbote eröffnete den Tanz, zu dem er sich beliebig ein Mädchen aus der Menge wählte, und wenn er fertig war, so zwang er die Bauersleute, die unter Aufsicht des Landrichters und bewacht zusammenstanden, so lange zu tanzen, bis sie ein Faß Bier ausgetrunken hatten. Zurückgeführt wurde der originelle Brauch auf König Heinrich den Vogler. Er habe einmal, als er zur Pfingstzeit durch Langenberg kam, von den Langenbergern Vorspann verlangt, weil der Weg nach Leipzig stell hinanführte. Die Einwohner feierten aber gerade ihren Matanz, mochten sich auch königlicher Majestät zuliebe darin nicht unterbrechen lassen und verweigerten ihre Fülle. Da verordnete der König, daß sie von nun an alljährlich am selben Tage zur Strafe tanzen sollten.

— Die Schönheit des düstern London. Die deutschen „Barbaren“ mußten kommen mit ihren Juppelinen und Niegern, damit die Schönheit Londons in vollem Umfange erkannt und gewürdigt wurde! Denn diese Schönheit Londons, das große Wunder, das die Engländer jetzt entdecken, ist in Dunkelheit gehüllt; wenn sich London verdüstert, damit kein Lichtstrahl den Feind anlocke, legt es sein schönstes Festgewand an. Die Bildhauer mögen stöhnen über die Unbequemlichkeit, die ihnen die Düsternis in den Straßen auferlegt; die Künstler sind dagegen entzückt von den neuen Motiven, die ihnen die Miesestadt ohne das nächste Lichtmeer enthüllt. Der erste, der davon sprach, war kein Geringerer als Rodin, der im Beginn des Krieges zu einem kurzen Besuch in der englischen Hauptstadt weilte. Man begann gerade damals, die Straßen zu verduunkeln, weil die ersten Vorböten der

Jepeline bemerkbar wurden, und ein Freund sagte betrübt zu Robin, wie traurig ihm London jetzt erscheine. „Im Gegenteil“, erwiderte ihm Robin, „London ist gerade jetzt sehr schön, das Dunkel gibt London eine neue Schönheit.“ Das spärliche Licht läßt ein eigenartiges, scharfes Schattenland wiedererlehen und enthüllt das Wunder des nächtlichen Himmels, der fliegenden Wolken am tiefblauen Himmelsgewölbe und der friedlich schimmernden Sterne. So verjüngt ein Schwärmer, und er preist noch verzückt die besondere Schönheit des Scheinwerfers, der in seinem jähen Aufleuchten immer neue überwältigende Wunder hervorlockt. Das Programm, das Robin andeutete, hat sich nun ein englischer Künstler, Joseph Pennell, zu eigen gemacht, der soeben in einer Ausstellung das Ergebnis seiner künstlerischen Erforschung des nachtdunklen London in Kohlezeichnungen und Lithographien vorführt. Doch oben in seinem Atelier, dem Himmel am nächsten, beobachtete er Nacht für Nacht die immer spärlicher werdende Beleuchtung, die in Schatten versinkenden Linien der massigen Gebäude, und dann das Spiel der aufzuckenden Scheinwerfer, die erst zu zweien, dann immer mehr bis zwölf oder dreizehn, mit jagenden Lichtern den Himmel nach dem gefährdeten Feind ablichten. Es sind merkwürdige Dokumente des Krieges, die der Maler hier geschaffen hat und die geeignet sein könnten, den Londonern auch noch in späten Zeiten vor Augen zu führen, daß die Tage für immer vorüber sind, in denen sie in gemächlicher Ruhe Kriegsbrände auf dem Festland als unbedeutende Zuschauer von ihrer sicheren Insel aus beobachten konnten.

Die Hochzeit im Schühengraben. Was es alles im Schühengraben gibt und da geschieht, davon ist schon viel Ueberraschendes erzählt worden. Von den Vereinen, Zeltungen, Spielen, Festen, von Jagden und Landpartien im Schühengraben haben wir gehört, aber eine Hochzeit im Schühengraben bleibt doch noch immer etwas Ungewöhnliches. Sie ist auch anders als andere Hochzeiten. Andreas Winding, ein Mitarbeiter der „Politiken“ in Kopenhagen, der die französischen Schühengräben besucht hat, weiß von einer solchen Hochzeit im Schühengraben zu erzählen. Das Brautpaar stammte aus der Provence. Der Bräutigam war der Ochsenhirt Jan Christol aus Saintes Maries und die Braut die Blumenhändlerin Janetoun Alalais. Obgleich Hunderte von Meilen voneinander entfernt, beschloßen Jan und Janetoun die Ehe miteinander einzugehen. Es geschah dies in der Weise, daß sie, auf vorherige Verabredung zu einem bestimmten Zeitpunkte aneinander dachten, den Trauring am Finger befestigten, und sich, jedes für sich, gelobten, miteinander hinfort Freud und Leid zu teilen. So vermählten sich der Ochsenhirt und die Blumenhändlerin aus der Provence, und so werden nach Windings Berichte in den französischen Schühengräben zahlreiche Soldatenehen vollzogen. Der Staat hat nämlich diese eigentümliche Form der Kriegstraung für den Fall anerkannt, daß es für ein junges Mädchen aus Gründen familiärer Natur erwünscht sein könnte, möglichst bald den Namen ihres bisherigen Bräutigams anzunehmen.

Amazonen in Rhafi. In Paris wird ein Regiment von französischen Frauen gebildet, unter der Oberaufsicht einer Offizierswitwe Mme. Arnaud. An die Königin von Belgien will man die Bitte richten, den Ehrenvorsitz des Regiments zu übernehmen. Einer der weiblichen Militants teilte mit, daß die freiwilligen Frauen so lange von Offizieren der Armee ausgebildet werden sollen, bis sie unter sich selbst Offiziere finden können. Sie werden khaki-farbene Uniformen tragen und ein Bewehr handhaben lernen. Das Regiment soll auf militärischer Grundlage aufgebaut werden; daher muß jede Frau, die eintreten will, sich erst ärztlich untersuchen lassen. Ein paar Kompagnien sind bereits gebildet worden. Das Regiment soll aus mehreren Abteilungen bestehen. Die eine wird an die Stelle der Soldaten treten, die jetzt in den Bureaus des Heeres Verwendung finden und auf diese Weise die Männer für den Felddienst frei machen; eine andere wird ein militärisches Radfahr- und Automobilkorps bilden. Eine dritte bereitet sich darauf vor, Nahrungsmittelwagen „nach den eroberten oder wieder eroberten Städten“ zu führen und auch andere Pflichten zu übernehmen, so daß das Heer entlastet wird und viele Soldaten an die Front gehen können.

Büchertisch.

© 1914. Ein Tagebuch. Das neueste Fest von Professor Eduard Engels im Erscheinen begriffenen schnell allgemein bekannt gewordenem kriegsgeschichtlichen Werk „1914. Ein Tagebuch“ (George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg) enthält folgende bemerkenswerte Ausführungen: Wie wenig man selbst in den höheren geistigen Schichten Frankreichs von Deutschland wirklich weiß, wie tief noch immer die ruppige Unwissenheit in allem geblieben ist, was deutsche Bildung, deutsche Lebensform betrifft, das zeigt uns so recht ein Aufsatz der französischen Leuchte Pierre Duham in der Revue des Deux-Mondes über die deutschen Gelehrten. Zum Beweise malt er ein Bild des großen deutschen Gelehrten, der zwar in seinem Fache Meister sei, aber im Leben tief in der „Prutalität“ stecke. Warum? „In den Viernebeln findet er eine vollkommene Befriedigung an seinen großen Wirklichkeiten, wie sie sein Sauerkraut, sein Bier und seine Tabakspfeife sind.“ Seit bald 100 Jahren kämpfen die geistreichsten Franzosen gegen Deutschland mit dem Sauerkraut, dem Bier und der Tabakspfeife und ahnen gar nicht, wie geistlos, ja wie albern sie uns erscheinen. Man stelle sich Monksien, Pelinholz, Birchow, Eugen in einer Aneipe bei Sauerkraut und Bier mit der Tabakspfeife vor!

Seit bald 100 Jahren kämpfen die geistreichsten Franzosen gegen Deutschland mit dem Sauerkraut, dem Bier und der Tabakspfeife und ahnen gar nicht, wie geistlos, ja wie albern sie uns erscheinen. Man stelle sich Monksien, Pelinholz, Birchow, Eugen in einer Aneipe bei Sauerkraut und Bier mit der Tabakspfeife vor!

Hochland. Verlag Josef Köfel, Rempten. Inhalt des Maiheftes: Die Amerikaner und wir. Von Ministerialkommissar R. Kaumanns. Der Panamakanal und die Weltmacht Amerika. Von Hgr. Graf Bay v. Bava und zu Lusford. Hans Ederling. Roman von Hse v. Stach. Krieg und Sozialismus. Von Th. Brauer. Worte von Görres. Die Freuden Mariens. Gedicht von Miriam Gd. Arbeiterversicherung und Krieg. Von Geh. Reg.-Rat Dr. Witowski. Maria. Gedicht von A. v. Gleichen-Hußwurm. Kleine Bansteine: Ein Besuch in Czestochau. Von Johann Georg, Herzog zu Sachsen. Die Erziehung eines Volkes. Von Dr. Maria Marešch. Ungeliefer in russischen Feldzügen. Von Prof. Dr. V. Holzhausen. Kritik: Syrien und Ägypten. Von Dr. Baumstark. Hochland-Echo: Positionskrieg und Sittlichkeit. Dändler und Delben. Rundschau: Kriegsbetrachtung. Ueber den Nationalcharakter der Franzosen. Die Orientpolitik Oesterreichs. Albanisches und Englisches. Die höheren Schulen und der Krieg. Der Wasserhaushalt des Mittelmeers. Miriam Gd. f. Bacon oder Shafespeare? Das Triumphlied von Brahms.

Die Kriegsznummern der „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber, Leipzig) zeichnen sich besonders durch ihre ebenso vornehme wie reichhaltige Verichterstattung über den Weltkrieg aus. Die soeben erschienene Nummer 3750 (41. Kriegsznummer) bestärkt diesen Ruf aufs neue; sie enthält wieder eine Fülle von Bildern aus allen Teilen der Front, darunter große Reproduktionen nach Zeichnungen von Professor Hans v. Danel, Georg Lebrecht, Professor Hans Dohrdt, Martin Probst, Kurt Liebich, Fritz Grotemeyer, D. J. Olberh, W. Starke, Viktor Schramm und Berthold Hoeler. Diese starke Betonung des zeichnerischen Elementes, die Mitarbeit so ausgezeichneter Künstler bedeutet das Charakteristikum der unübertroffenen Kriegshefte der beliebten Leipziger Wochenschrift. Unter den textlichen Beiträgen fesselt in der vorliegenden Nummer ein Artikel von Holrat Professor Dr. Loewenfeld, München, „Die Suggestiverscheinungen im gegenwärtigen Kriege“. A. de Nora plaudert über den Soldatenhumor, während Dr. Karl Stord eine Studie über die Geschichte der deutschen Volkshymne beigezeichnet hat. — Preis der Nummer 1 M., Vierteljahrsabonnement 9 Mark.

Der Kriegsmai 1915.

Das ist ein Mai wie keiner war,
Soweit zurück die Sinne reichen,
So blütenstreu, so licht, so klar,
So tausendfältig wunderbar,
So glückverheißend ohnegleichen.

Das ist ein Mai, wie keiner je,
Seit Gott der Welt das Licht gegeben,
So voller Wunden, Tod und Weh —
Daß wie im Traum ich um mich seh',
Ob nicht ein Trug dies Sommerhe.

Stumm klagt in heißer Herzensnot
Germania um ihre Toten,
Die von des Jormanns Blut durchloht
Getreu bis in den bitteren Tod
Dem Feind die Heldenstirn geboten.

Doch sieh', aus dunklen Tagen quillt
Des deutschen Frühlings heil'ger Segen
Und wird zum starken gold'nen Schild
Der Hoffnung, die durchs Blutgefäß
Uns führt dem hehren Ziel entgegen.

Aus deutschen Frühlings Blüthenlang
Laß, Gott, uns neues Leben tagen,
Die Opferlaas des Vaterlands
Um seiner Freiheit gold'nen Kranz,
O laß sie ew'ge Früchte tragen.

Römhfeld.

Logogriph.

Ich schätze dich zur heißen Sommerszeit,
Wenn drückend scheint die Sonne weit und breit.
Bistst du jedoch mein „L“ mit „I“ vertauschen,
So kannst du nimmer frohem Sange lauschen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:

Wer mutterlos die Kindheit hat verbracht,
Zur Jugendzeit geföhrt der Armut Macht,
Und wenn in seinem Alter fehlt der Sohn,
Dem ist das Leben, ach, umfonst entflohn.